

erst einmal wirklich italienische Namen bekommen, und sie hört damit auf, daß Romeo als ein Schwadronneur der Liebe entlarvt wird. Romeo liebe nicht Julia, sondern seine Liebe selber, den Rausch, verliebt zu sein. Einer echten Liebe sei er gar nicht fähig, weil er viel zu sehr in seine schöne Pose und in sein klingendes Pathos vernarrt sei.

Eine solche Deutung ist, obwohl sie aus dem Jahre 1917 stammt, bezeichnend dafür, daß die modernen Geister gesonnen sind, das Erbe der Väter nicht anders als mit Kritik und Vorsicht anzutreten. So sehr sind manche von ihnen auf Ehrlichkeit der Gefühle aus, und so wenig sind sie bereit, etwas Hergebrachtes zu übernehmen, bevor sie seine Echtheit erprobt haben, daß sie eher einen Argwohn zu viel als einen Verdacht zu wenig erheben. Im vorliegenden Fall scheint es sich um einen solchen verzeihlichen Über-eifer zu handeln. Shakespeare ist zwar nicht unfehlbar, und es mag sogar einem Mittelmaß von Scharfsinn gelingen, ihm hie und da eine Ungereimtheit nachzuweisen. Aber es heißt das Wesen der klassischen Poesie verkennen, wenn man Shakespeares Liebesverse für falsches Gefühl und unechtes Pathos erklären will, weil diese Sprache in unserem Alltag redselig oder überschwenglich klingen würde. Freilich, die modernen Dichter bevorzugen einen weniger deklamatorischen Stil in der Sprache der Gefühle, und wir empfinden diese Zurückhaltung als angemessen und wohlthuend. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Kargheit zunächst das Zeichen der Armut und nicht der Echtheit ist. Mag sie auch manchmal als die Hülle zu verstehen sein, die die Scham annimmt, um eine Glut zu verbergen, so ist doch hinter ihrer Maske ein unredliches Gefühl ebenso verborgen wie ein reines, und auch ein Nichts von Gefühl kann sich hinter ihr immer noch ein ehrbares Ansehen geben. Wir haben keinen Grund, unsere Art, mit Gefühlen umzugehen, für unanfechtbarer zu halten als einen großen Dichter wie Shakespeare.

W. Barzel S. J.

IN GERICHT UND GNADE DER WAHRHEIT. Vom Sinngehalt der Meisterballaden Schillers. **HEIMRUF UND HOFFNUNG.** Goethes „Hermann und Dorothea“ in der Stunde der deutschen Entscheidung. Von Ferdinand Bergenthal. (115 u. 160 S.) Augsburg 1947, Johann Wilhelm Naumann. 4.20 u. 5.00 Mk.

Der Gedanke des ersten Bändchens ist dieser: von den großen Balladen Schillers aus in die Besinnung zu führen und das

Dichterwort zum Leitstern der Wahrheit zu machen. „Der Taucher“, „Der Kampf mit dem Drachen“, „Die Bürgschaft“, „Die Kraniche des Ibykus“, „Der Gang nach dem Eisenhammer“, „Der Graf von Habsburg“, das sind Gedichte, die wohl meist noch bekannt sind, und wenn sie es nicht mehr sind, lohnt es, sie in die Erinnerung zurückzurufen. (Praktischerweise sind die Texte mit abgedruckt). Wer ihren Gehalt darlegt und erläutert, bietet wesentliche Erkenntnisse. Der Verfasser tut es mit eindringlichem Ernst. Seine Interpretation kreist um die Schillerschen „drei Worte des Glaubens“: Freiheit, Tugend, Gott. Mit der Warnung vor den „drei Worten des Wahns“ wird der Leser entlassen — beschenkt, bereichert, wohl auch ein wenig beschwert. Die Sprache des Büchleins ist schwierig und dem Zweck der Verständlichmachung deshalb nicht immer angemessen.

Den Einwand, den der Verfasser am Schluß, um ihn abzuwehren, sich selber macht, können wir ihm leider trotzdem nicht ersparen: Schiller und andere Geister, die er hinzuzieht, wie Platon, Kant, Leibniz, etwas zu unbesehen zu Zeugen Christi herangerufen zu haben. Wir müssen heute kritischer sein und die Weisheiten der Idealisten genauer von der Wahrheit des Christentums abheben. Glaube ist nicht nur „das Ja zu sich selbst“ (25), sondern das Ja zu dem offensichtlichen nicht unbekannt, aber er ist in dem Bestreben, das Christliche dem Menschen von heute nahezubringen, so weit gegangen, daß Menschenwort und Gotteswort nicht mehr genügend zu unterscheiden sind.

Im zweiten Bändchen stellt der Verfasser Goethes „Hermann und Dorothea“ als eine „Welt von Gestalten... von unverbrüchlicher, aber unendlich milder und schöner Strenge“ (19) dem Chaos und der Verwilderung von heute entgegen. Das Gesunde, das Gemäßigte, das Beharrende, das Zuchtvolle wird gepriesen, ohne Rücksicht auf die Mode wird das bescheidene Glück und die stille Harmonie der lauten Verzweiflung und der interessanten Zerrissenheit vorgezogen. Es ist notwendig und heilsam, wieder an die erprobten Werte zu erinnern. Hier geschieht es mit solcher Tiefe, daß das Selbstverständliche zur Entdeckung werden kann.

Der Verfasser nennt dieses Werk Goethes „die deutscheste aller deutschen Dichtungen“ (43). An ihr habe der Eros der Deutschen sein Vorbild zu nehmen und die

deutsche Geschichte ihre reinen Maße abzulesen. Es ist mutig, heute wieder vom echten deutschen Wesen zu sprechen, aber ob das, was Bergenthal darunter versteht, allgemein gelten kann, ist zu bezweifeln. Er legt es ganz auf die Seite „treuherziger Sitte“ (57) fest, und das könnte sowohl den Freunden wie den Feinden der Deutschen zu wenig sein. Andererseits werden Tugenden als besonders deutsch in Anspruch genommen, die keiner anderen Nation schlechter anstehen als der unseren.

Dem erzieherischen Eifer des Büchleins wäre bisweilen bei aller Anerkennung zu wünschen, er ginge ein wenig langsamer und mehr Schritt für Schritt voran. Reichtum an Bildung und Wissen bereichert den nicht, der damit überschüttet wird.

W. Barzel S. J.

HÖLDERLIN. Sämtliche Werke. Kleine Ausgabe. I. Band. Herausgegeben von Friedrich Beißner. (386 S.) Stuttgart 1944. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung bereitet eine neue historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke Hölderlins vor (herausgegeben von Friedrich Beißner). Für die „Große Ausgabe“ von wissenschaftlichem Charakter, in Hölderlinscher Schreibweise, sind 8 Bände vorgesehen, für die „Kleine Ausgabe“ in heutiger Schreibweise 7 Bände.

Der in geschmackvoller Aufmachung vorgelegte 1. Band der „Kleinen Ausgabe“ umfaßt die Gedichte bis 1800. Historisch-philologische Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten sind am Schluß des Bandes angefügt.

Das Buch gibt die Hoffnung, bald die endgültige Gestalt des „religiösesten deutschen Dichters“ vor uns zu sehen, der in der Polarität von Christus und der Antike das Schicksal des Abendlandes in sich widerspiegelt.

H. Schade S. J.

HEBBEL ALS DENKER. Von Carl Augstein. (162 S.) Berlin 1947, Minerva-Verlag. Geb. M 6.—

Hebbel in seinem pantragischen Weltgefühl, seinem rücksichtslosen Ringen um seinen Dichterberuf, in seinem letzten Stecknbleiben bei den gleichen immer wieder neu abgewandelten Kategorien, von denen das Verhältnis Mann und Frau die peinlichste in Leben und Werk ist, können wir psychologisch verstehen. Wir können auch als Historiker ihn als wichtiges Denkmal am Weg des 19. Jahrhunderts bis zu unseren Tagen

betrachten und unsere Lage als Ergebnis seiner Anschauungen, die er ja nicht allein hatte, erklären. Aber darüber hinaus? Vorbild? Wegweiser? Trost? Wir werden es fast nur aus dem Gegensatz lernen. Augstein bietet eine gewiß von andern (vgl. z. B. Walzel) besser gegebene Einführung in Leben und Denkweise des Dichters und wählt dann aus Tagebüchern und Briefen wichtige und charakteristische Gedanken aus. Das Verhältnis von Individuum und Masse, Freiheit und Notwendigkeit, Kunst und Religion, das Wesen des dichterischen Schöpferaktes usw. werden durch Gedanken und Halbgedanken veranschaulicht. Daß für Hebbel der christliche Gottmensch, wie der griechische und persische (155), überhaupt keine Bedeutung hat, verdient noch angemerkt zu werden. Für ihn sind Religion, religiöse Anthropomorphismen wie philosophische Lehren Gedankentrauerspiele, in denen bald die Phantasie, bald der Intellekt vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerk durchdringen.

H. Becher S. J.

DIE VÖGEL DER DEUTSCHEN DICHTER. Von Sebastian Segelfalter. (128 S.) Berlin-Grünwald 1947, F. A. Herbig (Walter Kahnert). Geb. M. 8.80.

In dieser heiteren „Stilgeschichte der deutschen Literatur in Variationen über ein altes Thema“ hat das bekannte Variationswerk von Siegfried Ochs über das Volkslied „Kommt ein Vögel geflogen“ sein geistvoll-unterhaltsames literarisches Gegenstück gefunden. Über vierzig Dichter — große und kleine, bekannte und unbekannte, angefangen von Walter von der Vogelweide über die Klassiker auf hohem (und weniger hohem) Kothurn bis zum ns. Propaganda-Verseschmied — werden aus dem Orkus der Poeten zitiert, das schlichte kleine Lied je nach ihrer Art abzuwandeln, wobei es geschehen kann, daß auf eine kecke Buschiade unmittelbar die dröhnende Übermenschensprosa des Zarathustra folgt. Seit H. v. Gumpenbergs vergnüglichem Buch „Das Teutsche Dichterroß in allen Gangarten vorgeritten“ ist jedenfalls kein so köstliches Parodienwerk erschienen wie diese „Vögel-sammlung“ deutscher Dichter. Ihren Reiz erhöht noch der „gelahrte Anhang“, in dem eine Reihe hochwissenschaftlicher Gutachter aus der Schule eines Kant, Schopenhauer, Freud, Adler, Jung, Kerr, Goebbels usw. ihre abgrundtiefe Weisheit über die unschuldigen zwei Strophen des Liedchens verspritzen.

A. Koch S. J.